Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 14 (1938-1939)
Heft: 5

Artikel: Was ich werden wollte und was ich geworden bin
Autor: Neukomm, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066827

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 05.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Was ich werden wollte und was ich geworden bin

Von Ernst Neukomm

Illustration von H. Tomamichel

Von meinen Vorfahren weiss ich nur soviel, dass sie mit dem lieben Gott und mit dem Elend auf vertrautem Fusse, sozusagen auf Du und Du standen. Und wenn ich heute als angehender Dr. phil. und Besitzer einer noch nicht ganz amortisierten Schreibmaschine an die alte, finstere Hütte denke, die der Grossvater vom Urgrossvater übernahm, so komme ich mir doch wie ein kleiner König vor. Unser Geschlecht ist gewiss ebenso alt wie jedes andere, wenn wir auch keine dickleibige Familienchronik haben wie die reichgewordenen Metzgermeister und Bankdirektoren, wenn wir nicht einmal wissen, wie unser Wappen aussieht. Ich werde kaum je Zeit haben, mich mit meinen Vorfahren zu befassen, da die Nachkommenschaft im kriechenden, krähenden und kletternden Alter unbedenklich und ausgiebig für meine Freizeitbeschäftigung sorgt.

Mein Vater hatte die Scholle verlassen und nach einer kurzen Anstellung als Kanzlist in der Stadt, die ihm nicht be-

hagte, den Beruf eines Gärtners ergriffen und sich auf dem Lande niedergelassen. Er besass eine schöne Handschrift; das war in den Neunzigerjahren eine hinreichende Begründung für den Wunsch, Kanzlist zu werden. Auch pflegte man damals von den Leuten, die auf einem Bureau arbeiteten, viel mehr zu halten als vom Handwerker. Er besass so gut wie nichts, nahm sich eine tüchtige, tapfere Frau, mietete ein Stück Land, mietete eine Wohnung, kaufte das Stück Land und baute sich ein Haus darauf, kaufte im Laufe der Jahre noch etliches an Grund und Boden hinzu, erweiterte sich jedes Jahr und machte sich in der Gemeinde den Namen eines geachteten und fleissigen Mannes.

Schon früh setzte ich mir in den Kopf, niemals Gärtner zu werden. Man bekam bei der Arbeit schwarze Fingernägel und schwielige Hände, man verlor den feinern Tastsinn für das Umblättern der Seiten beim Bücherlesen und roch die ganze Zeit nach Erde. Vielleicht war es eine heimlich-feindliche Einstellung zum Vater, vielleicht war es die Unfreiheit und der Arbeitszwang der Jugend, was mir die Abneigung gegen den väterlichen Beruf bestärkte. Ich wollte etwas Besseres, also etwa Gartentechniker oder sogar Gartenarchitekt werden und arbeitete als Sekundarschüler an Plänen zur Verwandlung eines Waldstückes, das in der Nähe unseres Hauses lag, in einen Park.

Man soll gegen Eltern und Lehrer nicht ungerecht sein. Freilich, wenn ich lesend in der Stube sass und den schweren Schritt des Vaters auf der Treppe hörte, pflegte ich meine Lektüre verschwinden zu lassen und irgendeine Arbeit zur Hand zu nehmen – aber die Fülle der schönen Erinnerungen wiegt alle bedrükkenden hundertmal auf. Mit dem « Schatten über der Schule » ist in den letzten Jahren viel Unfug getrieben worden; es ging wie mit der Psychoanalyse, es glaubte jeder, an der entdeckten Krankheit zu leiden. Wir machten unsere Streiche und bekamen dafür die Streiche, die wir verdienten. Wenn mir in der Primar- und Sekundarschule etwas widerfahren ist, was mir später Schwierigkeiten machte, so war es dies, dass ich der « Beste » in der Klasse war. Die Lehrer haben mich bevorzugt; sie haben mich aber auch gefördert mit Lese- und Denkstoff, so dass ich ihnen lieber danken, als sie unter den Schatten über der Schule stellen möchte.

Am Gymnasium war ich nicht mehr der « Beste », vielleicht sogar der Schlechteste, und die neuen Kameraden nannten mich nicht « Professor Neukomm », wie es im Dorf draussen gewesen war. Ich liess den Gartentechniker fahren und wollte auch wirklich so etwas wie Professor werden. Es ging alles gut. Das Schlechtgehen begann erst viel später.

Unsere Mittelschulen sind in mancher Hinsicht musterhaft. Am Gymnasium, das ich besuchte, herrschte ein liberaler, demokratischer Geist. Man kann diese Schulen auch besuchen, wenn man keinen reichen Vater hat. Dass es Söhne reicher und armer Leute gab, wusste ich; aber ich stiess mich nicht daran, dass andere, wenn man sich zum Turnen auszog, seidene Hemden zeigten, während das meinige aus Baumwolle war. Als mich ein Klassengenosse fragte, ob ich Prolet sei, erwiderte ich protzig: Mein Vater hat doch ein eigenes Geschäft! Worauf er,

Gewissenhafte Aufklärung ist das sicherste Mittel, dem Entstehen wilder Gerüchte und der Verdächtigung Unschuldiger den Boden zu entziehen.

Die Herausgeber des Schweizer-Spiegels

Eine kulturpolitische Anregung.

Weil wir keine Hauptstadt haben, haben wir auch keine Provinz. Der Föderalismus ist nicht nur unsere politische, sondern auch unsere kulturelle Grundlage. Warum pflegen wir ihn nicht bewusster? Ein gutes Mittel dazu sind die Heimatstuben: sie enthalten ein kleines festes Ortsmuseum, anderseits wechselnde Lokalausstellungen. Es gibt sie schon da und dort. Sie sind Mittelpunkte lokaler Kunst und lokaler Kultur. Sie sollten - wenn auch noch so bescheiden - in jedem grösseren Dorf errichtet werden. Eine kulturpolitisch interessierte Persönlichkeit, ein aktiver oder pensionierter Lehrer oder Pfarrer, kann sie im Nebenamt verwalten.

Die Herausgeber des « Schweizer-Spiegels ».

halb überrascht, halb spöttisch entgegnete: Mein Vater hat allerdings kein eigenes Geschäft (der alte Herr war Direktor einer Grossfirma). Ich ging auch mit reichen Söhnen nach Hause, rauchte von ihren Zigaretten und kam mir dabei nicht schlechter vor, als sie waren – denn in der Schule galt nur die Leistung, allenfalls der Fleiss noch etwas.

Als das Gymnasium uns entliess, stand man vor der Frage: Welches Studium? Welcher Beruf? Mein Vater liess mich gewähren; denn er hatte weder in die Universität noch in akademische Berufe Einblick genommen. Ich folgte meiner Neigung, dem geistigen Wissens- und Erkenntnisdrang, und schrieb mich bei der philosophischen Fakultät ein. Ich konnte zu Hause wohnen und essen, so dass die Barauslagen selbst für meinen Vater noch tragbar waren. Aber es reichte nicht zu einem Auslandsemester. Nach Nebenverdiensten sich umsehen? Ach, ich hatte von klein auf beobachtet und immer wieder gelernt, dass Geld ein unedler Stoff sei. Das Geldverdienen war also nicht erstrebenswert, solang man darum herumkam.

Die Generation, die in ihrem entscheidenden Entwicklungsalter vom Krieg und allen seinen Folgen überrascht wurde, hat sich in der Welt lange nicht zurechtgefunden. Sie klebte allzulang auf den Bänken der Universität, weil sie jung bleiben, unmündig bleiben wollte, solang es irgend ging. Freilich waren auch Gewandte und Geschliffene da, die noch im Jahre 1918 auf der Liste der Schülerräte standen und heute gutbürgerlich und fett geworden sind. Andere, darunter ich, hielten sich rechts oder abseits und erlitten während zehn oder fünfzehn Jahren all das, was jene mit sechzehn Jahren verteidigen oder vollziehen wollten, als bittere Erkenntnis am eignen Leibe.

Wer studieren und es damit zu etwas bringen will, muss entweder reich oder ein Streber sein. Streberei wird verziehen, wenn sie auch noch so charakterlos ist, aber n i c h t verziehen wird, dass ein junger Mensch einfach das werden möchte, was er ist, wozu ihn seine innerste Berufung treibt. Lehrer werden (ich meine hier nicht den Volksschullehrer, sondern im weitern Sinne den « Professor ») kann nur, wer sich über eine hinreichende Gelehrsamkeit ausgewiesen hat – ob Gelehrsamkeit und pädagogisches Talent immer beisammen sind, will ich nicht untersuchen. Tatsache bleibt aber, dass die gelehrsamen auch auf der Hochschule die « lieben » Schüler der Professoren sind, und dass das beifällige Kopfnicken der Hörer einem Dozenten der unwiderlegbare Beweis dafür ist, dass sie ihn verstanden haben und seine Ansichten teilen. Das wären die Streber. Söhne von begüterten Eltern, die in der « Gesellschaft » eine Rolle spielen, brauchen sich nicht so viel Mühe zu geben. Das Ansehen bewahrt sie, wenn sie nicht untermittelmässig begabt sind, vor der Blamage eines Durchfalls. Ich selbst stand ungefähr zwischendrin, und da ich weder streberisch noch reich bin, ging ich der Vorteile, die man bei diesen beiden Spielarten beobachtet, verlustig. Nicht nur hier, auch später.

Während das Gymnasium eine gewisse « Gleichheit vor dem Gesetz » beobachtete, traten an der Universität die Stan-

Walter Guggenbühl — Häuser am Kanal, Pinselzeichnung

desunterschiede immer greller hervor. Viele Studenten warfen sich am Dies academicus in bunte Gewänder und fuhren in Droschken durch die Stadt, wir gewöhnlichen Sterblichen trottelten zu Fuss hintendrein. Mag sein, dass wir die Kutschenfahrer um die Blumen und Blicke beneideten, die ihnen von den Frauen zugeworfen wurden. Am Bankett hielten viele Professoren Reden und rühmten einander mächtig.

Ein Hochschullehrer sollte eine Persönlichkeit sein. Er ist leider oft nur eine Figur. Vielleicht der Exponent einer geistigen Macht – aber nicht immer seiner eigenen. Ein Student hat zu glauben, was ihm vorgesprochen wird. Im andern Fall verdirbt er sich das Examen, vielleicht sogar die Karriere. Aber was soll er beispielsweise tun, wenn an der gleichen Universität ein Lehrer den andern lächerlich macht ? Zu welchem soll er halten ? Die Klugen halten sich zum Stärkern, die Naiven zu dem, der ihnen besser zusagt. Man kann an einer Universität sehr viel lernen. Man ergötzt sich an der Schönheit antiker und mittelalterlicher Kunst und Literatur; man lernt die Seele des Menschen in tausend Tröpfchen zerlegen; man lernt mit Begriffen und Worten konjugieren und deklinieren. Man lernt nur das eine nicht : Wie und wovon ein Mensch leben soll, leben kann. Es geschahen zu einer Zeit mehrere Selbstmorde von Studierenden. Die Professoren steuerten der Epidemie, indem sie Teekränzchen veranstalteten. Aber es gingen nur solche zum « Seelenrettungstee », die an Selbstmord überhaupt nie gedacht hatten. Der Tee war sicher gut gemeint, und viele liessen sich die Gelegenheit nicht entgehen, ihre Beflissenheit und Gesinnungstreue neuerdings zu beweisen. Wenn ich trotzdem meine Prüfung schlecht und recht bestehen konnte, so verdanke ich es dem Wohlwollen einiger Lehrer und meiner Ausdauer – denn es ging lang genug, bis die Dissertation in Ordnung war.

Die Hilflosigkeit des Naiven ist riesengross. Ich trat aus der Schulbank mit der Ueberzeugung ins Leben hinaus, dass alles in bester Ordnung sei, wenn man gegen sich und andere ehrlich sei und nach bestem Wissen seine Pflicht tue. Warum sagt man uns nicht schon an der Universität, dass dem nicht so ist ? Beim Militär ist es schon so; ich glaubte wie Martin Salander, auch ich müsse dem Lande nach besten Kräften dienen, und wurde Offizier, weil der Militärdienst etwas Männliches ist und es dort, wie am Gymnasium, nur auf die Tüchtigkeit und Geschicklichkeit ankommt, also nicht auf sogenannte Imponderabilien. Im Zivilleben ist es anders. Da herrschen die Imponderabilien vor. Männlichkeit ist hier oft ein Gebrechen.

Der Student gilt nicht als ein gesell-

schaftliches Element, sondern er ist eine Art Uebergangsstadium. Wenn er es sich nicht leisten kann, einer Verbindung anzugehören, deren « Alte Herren » in guten Stellungen sitzen und für die jungen Couleurbrüder sorgen, hat er später meist das Nachsehen. Der gute Vater konnte mir nicht weiterhelfen, denn er hatte keine Couleurbrüder, er hatte keine « Beziehungen ». Was nützten die hundert Offerten auf « Offene Stellen », was die hundert Besuche, wo man ebenso freundlich empfangen wie weggeschickt wurde ? « Beziehungen » sind alles – aber sie gründen sich in erster Linie darauf, dass man «gesellschaftlich» etwas ist und gilt. Wenn man nicht von « denjenigen, welchen » abstammt, muss man auch nicht zu « denjenigen, welche » gehören wollen. Sie haben auch viel anderes zu tun, als an die akademische Jugend zu denken, die man mit Hilfe des Staates grossgezogen hat. Sie müssen für die Anormalen sorgen. Der Begabten sind genug, sind viel zu viele.

Nein, so ist es nicht. In Stunden der Erbitterung mag ein junger Mann so denken, aber es darf kein Groll zurückbleiben, wenn er über sich hinauskommen will. Er ist immerhin gesund und hat seine fünf Sinne. Es wäre beschämend, wenn er sich mit den vom Leben Benachteiligten auf die gleiche Stufe stellen wollte. Er helfe sich selbst ! Der eine kämpft sich, der andere schlängelt sich durchs Leben. Der Kampf ist nur ein Kampf mit sich selbst, ein Kampf der Überwindung. Wo wird denn sonst im Leben überhaupt gekämpft ? Viel einfacher, dem Leben den Erfolg abschmeicheln, als ihn abtrotzen wollen ! Doch ist das nicht jedem geschenkt.

Wenn man die ersten dreissig Lebensjahre hinter sich hat, sind die grössten Enttäuschungen meist verwunden. Ich bin nicht Professor geworden. Ich habe eingesehen, dass es gar nicht darauf ankommt, wie weit man es bringe – sondern darauf, wie « n a h e » man es bringt – nämlich zu sich selbst, zum Schick-

IRIUM begeistert Millionen

Lola Lane, Star of Warner Bros. Pictures, appearing in "Four Daughters".

Irium in Pepsodent Zahnpaste begeistert Millionen — jeden Morgen erneut — durch das neue blendende Weiss, das es den Zähnen verleiht! Nie zuvor konnte solch strahlender Glanz mit einer so absolut unschädlichen Zahnpaste erzielt werden. Ja, mit IRIUM-haltigem Pepsodent riskieren Sie nichts .... keine Möglichkeit, dass Ihr kostbarer Zahnschmelz angegriffen wird.

Frei von kratzenden Poliermitteln, Seife und Kreide. Wirkt sehr erfrischend!

Tuben erhältlich in zwei Grössen

PEPSODENT ZAHNPASTE
enthält IRIUM

salsvertrauen und zur Güte. Es kommt auch nicht so sehr darauf an, was man treibt. Es komt nur darauf an, w i e man's treibt. Ich begann Aufsätze für Zeitungen zu schreiben und wurde nach und nach Reporter für ein mittleres Blatt, wo man populär schreiben muss. Es ist genau so, wie auf der Universität: Man muss gut angeschrieben sein. Mit Demut der Redaktion Vorschläge machen, wo man früher mit allen Zeichen von Blitz und Donner protestiert hätte. Mit Langmut sich gefallen lassen, dass temperamentvolle Berichte mit roter Tinte gemildert werden. Die Aktionäre nicht vor den Kopf stossen. Dem politischen Gegner kein Material in die Hand spielen. Und so weiter. Ich hab's heraus. Es geht. Ich lebe von Honoraren, manchmal ist es mehr, manchmal ist es weniger. Eine Waschfrau kommt zu uns, ihr Gatte ist Dienstmann, er verdient mehr als ich; aber wir gelten bei der Waschfrau als Aristokraten. Ein Dienstmann muss viel Fleisch essen, eine Waschfrau muss Wein trinken. Darum kommt am Waschtag Fleisch und Wein auf den Tisch. Als Gärtnerssohn kann ich sonst von Gemüse leben. Ich verkehre in guter und bester Gesellschaft; aber ich gehöre nicht zu ihr, weil ich mich langweile, sobald von Aktienkursen und Geldverlusten die Rede ist. Mancher beneidet mich, weil ich nichts zu verlieren habe und unbesorgt um zusammengeschmolzene Dividenden mit meiner Feder Hühnchen rupfen kann, mit wem ich will.

Ich stamme von Leuten ab, die auf eigene Faust lebten. Ich werde es auch so halten. Meine Eltern hatten es zu etwas gebracht und glaubten, ich müsse es besser haben und weiterbringen. Aber im Kern ist alles beim alten geblieben. Je älter ich werde, um so tiefer fühle ich mich meinen unbekannten Vorfahren verwandt und verpflichtet, die mit den Schicksalsmächten auf gutem Fusse standen, mit der Armut und mit dem lieben Gott.

Zürich...

die Stadt der Landes-Ausstellung, hat natürlich auch seine eigene Knorr-Suppe. Es ist eine Spezialität aus Bohnenmehl, gewürzt mit allerlei feinen Gemüsezutaten und Zwiebeln. Bitte, auch die Knorr-Züri-Suppe einmal probieren.

6 Teller 35 Cts.

Knorr Züri-Suppe